

Maximo Duncker
Wer hier stirbt, ist wirklich tot

Buch

Eine liebevolle Familie, das bürgerliche Leben in einer großen Kreuzberger Altbauwohnung – der Traum ist vorbei für den Journalisten Kai van Harm. Erst sprengt eine Bombe seinen Schreibtisch in die Luft, dann wird er entlassen und die Ehe zerbricht. Kai zieht in den proletarischen Teil Neuköllns, wo ihn seine charmante Nachbarin auf die Idee bringt, eine Auszeit im idyllischen Oderbruch zu nehmen. Doch schon kurz nach seiner Ankunft erschüttert eine Serie von Verbrechen die Dorfgemeinschaft. Scheinbar harmlos beginnt es mit einem brennenden Gotteshaus, doch spätestens nach dem ersten Todesopfer ist die Saat des Misstrauens unter die Dörfler gebracht. Als obendrein Berliner Autonome einrücken, eskaliert die Situation. Plötzlich scheint es, als kämpfe jeder gegen jeden: Stadt gegen Land, Vegetarier gegen Fleischesser, Ost gegen West.

Ein heillooses Chaos droht das Dorf zu verschlingen, doch zum Glück ist da noch der ehemalige Hubschrauberpilot Bruno Zabel, mit dem Kai sich angefreundet hat. Dank einer großen Portion Schlitzohrig gelingt es ihm und van Harm, das Geschehene aufzuklären und den Frieden ins sommerliche Brandenburg zurückzuholen.

Autor

Maximilian Olaf Duncker, von seinen Freunden »Maximo« genannt, wurde 1970 in Berlin-Zehlendorf geboren. Nach dem Studium der Literaturwissenschaften und Philosophie arbeitete er zwei Jahre als Lektor und Korrektor. Seit 2005 lebt er im ländlichen Teil Berlin-Pankows als freier Software-Berater und hat endlich wieder die Zeit, sich verstärkt seiner wirklichen Leidenschaft zu widmen: dem Schreiben. *Wer hier stirbt, ist wirklich tot* ist der erste Roman, den er nicht unter einem seiner zahlreichen Pseudonyme veröffentlicht.

Maximo Duncker

**Wer hier stirbt,
ist wirklich tot**

Ein Provinzkrimi

blanvalet

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden.
Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden
oder realen Personen wäre rein zufällig.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Originalausgabe Dezember 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Copyright © by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlagillustration: © Johannes Wiebel | punchdesign, München,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

Redaktion: Doreen Fröhlich

Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37977-4

www.blanvalet.de

... tausendmal ist nichts passiert ...

Januar, Hochnebel, sieben Uhr morgens.

Die Kälte kroch Kai van Harm durch Wollmantel, Jackett und kariertes, englisches Button-down-Hemd bis auf die Haut, als er die zwei Kilometer in Angriff nahm, die seine geräumige Altbauwohnung am Kreuzberger Paul-Lincke-Ufer vom Bürogebäude entfernt lag, in dem sich die Redaktion jener nicht unbedeutenden Berliner Tageszeitung befand, die ihm sein regelmäßiges Einkommen sicherte. Nur wenige Passanten kamen ihm, die Köpfe gesenkt, die Schultern frierend eingezogen, entgegen. Sie hatten allesamt Rucksäcke aufgeschnallt, oder es baumelten billige Supermarkttüten aus Plastik an ihren Handgelenken. Fast jeder hatte, dem Trend zur Gesundheit entgegen, eine Zigarette zwischen den unbehandschuhten Fingern. Ihr Tempo war gehetzt, und ihre Kleidung wirkte, wenigstens im fahlen Licht der Straßenlaternen, standardisiert und billig.

Van Harm, der sonst um diese Zeit gewöhnlich noch schlief, fiel auf, dass er selbst der einzige Aktentaschenträger war.

Er mochte sich nicht wirklich ausmalen, wohin die traurigen Gestalten um diese ungöttliche Stunde eilten: hin zu Großküchen und Schlachthöfen. Markthallen von Zola'schem Ausmaß entgegen, wo es nach faulem Gemüse und ranzigem Fleisch roch. Und was es da sonst noch

alles so gab, um seine Haut für eine Handvoll Kleingeld zu verkaufen: Großreinigungen, Putzkolonnen, Schrottplätze der Stadtreinigung, Klärwerke, Armenspeisungen, Autowerkstätten. Er hatte keine rechte Ahnung von diesen Dingen, und er war auch nicht besonders traurig, sich darin nicht auskennen zu müssen.

Außerdem registrierte er, dass nur jede zweite der Straßenlaternen funktionierte, exakt alternierend, eine ging, die nächste war dunkel, und so weiter, als sei dies Absicht, ein Muster, doch zu welchem Zweck, wollte sich ihm jetzt in der Frühe nicht erschließen. *Sparmaßnahmen* vermutlich, die Universalerklärung für jegliches öffentliche Ungemach.

Das Wasser des Kanals war noch immer gefroren, schon in der dritten Woche jetzt, ohne Unterbrechung, exakt seit dem Silvestermorgen. Am vergangenen Sonnabend, als er trotz der arktischen Temperaturen auf den Markt gegangen war, der zweimal wöchentlich am Kanalufer seine Stände aufschlug, hatte es auf dem gefrorenen, in der Wintersonne funkelnden Eis nur so gewimmelt von dick vermummten Schlittschuhläufern, von krakeelenden Kindern mit Schlitten und Hockeyschlägern, von vorsichtig tapsenden Hunden aller Formen und Größen, ein Anblick, der ihn an die winterlichen Grachtenidyllen niederländischer Barockmaler erinnert und ihm ein Grinsen ins Gesicht gezaubert hatte, das fast eine Stunde später noch nicht vergangen war. Als er oben seine Einkäufe auspackte, vier frische Forellen, drei Pfund Bamberger Hörnchen, zwei Bündel gemischte Kräuter für Frankfurter Soße und eine Sechser-Kiste badischen Gewürztraminer, hatte er noch immer gelächelt. Seine Frau Constanze, die am rustikalen Küchentisch aus Bir-

nenholz saß und tat, als lese sie Zeitung – ausgerechnet ein Blatt der linksliberalen, überregionalen Konkurrenz, das sie angeblich wegen ihrer politischen Arbeit täglich studieren musste und deshalb auch abonniert hatte –, warf ihm immer wieder kurze Blicke über den Zeitungsrand zu, wohl in der Erwartung, dass er sein sonderbares Verhalten erkläre. Aber Kai van Harm, als er einen ihrer Blicke entdeckt hatte, ärgerte sich so über das Misstrauen, das aus diesem sprach, dass er Constanze kein Sterbenswort erzählte von der lieblichen Eislaufidylle vorm Haus.

Dafür war ihm wieder einmal der Gedanke durch den Kopf geschossen, dass das angeblich so wichtige Käseblatt mit Sicherheit zu Dutzenden, ja Hunderten Exemplaren im Abgeordnetenhaus zu Berlin herumlag, wo Constanze nicht nur ein geräumiges Büro samt Hiwi, einem schlaksigen Politikstudenten von der Freien Universität, sondern auch einen bequemen Polstersessel im Plenarsaal besaß. Sie gehörte der drittgrößten Fraktion des Landesparlaments an, und als sie vor mehr als zehn Jahren unter Kais spöttischen Bemerkungen begonnen hatte, sich im Viertel für dieses und jenes zu engagieren, für Kinderbibliotheken und Zebrastreifen, für Tempo-30-Zonen und interkulturelle Begegnungsstätten, für ein vegetarisches Alternativgericht in der Schulspeisung und was es da sonst noch alles an Gutgemeintem gab, hätte er nicht im Traum gedacht, dass aus diesem Weltverbesserungspleen je ein Beruf werden könnte. Doch nachdem Constanze Mitglied jener Partei geworden war, die Kai nie bei ihrem richtigen Namen nannte, sondern immer nur verächtlich *Die Guten* (wenn er schlecht gelaunt war oder eine politische Diskussion ausnahmsweise einmal ernst nahm, auch *Die Arglosen*), gelangte sie bei der

folgenden Kommunalwahl als Mandatsträgerin in die Bezirksverordnetenversammlung Kreuzberg-Friedrichshain. Und wenige Jahre später schon ins Berliner Abgeordnetenhaus, wo sie jetzt in der zweiten Legislaturperiode Sprecherin für *Jugend* und *Neue Medien* war. Ausgerechnet Constanze, die nicht mal ohne seine Hilfe einen E-Mail-Account einrichten konnte oder ein Präsentationsprogramm installieren. Seitdem sie jedenfalls mit und bei den *Arglosen* Karriere machte, wählte Kai, ohne es ihr je gesagt zu haben, eine andere Partei, und zwar – nun ja: *Die Bösen*. Die machten zwar die Armen ärmer und die Reichen reicher, aber es war allein Constanzes Schuld, dass er diesem bigotten Pack seine Stimme gab.

Und weil er sich über diese Tatsache jetzt einmal mehr aufregte, war nicht nur das winterliche Eislaufidyll plötzlich wie fortgeblasen, sondern es fiel ihm nun auch noch das Lächeln wie von selbst aus dem Gesicht, worauf Constanze hörbar erleichtert ausatmete und sich wieder ganz ihrer überregionalen, links-liberalen Lektüre widmete.

Kai van Harm wickelte die Forellen aus dem nassen Mittwochskulturteil seiner eigenen Zeitung (wenn er ehrlich war, ein vollkommen inakzeptables, haltungslos opportunistisches Blatt aus den fernen Westberliner Mauertagen geistiger Isolation und finanzieller Vollsubventionierung durchs westdeutsche Hinterland, das stets der primitivsten Form des Mainstreams nachhechelte, immer nur einen halben Schritt neben dem schmierigen Boulevard stand und sowieso nur noch von jenem muffigen Ku'damm-Bürgertum gelesen wurde, dessen weiblicher Teil ab Herbst allen Ernstes noch Krägen aus

Fuchs und Wiesel um die Specknackten trug, samt präparierter Klauen und Köpfe, versteht sich, und das obendrein so xenophob und antiintellektuell war, dass sich die Chefredaktion Mitte der neunziger Jahre gezwungen gesehen hatte, das »Feuilleton« in »Kulturteil« einzu-deutschen) ... während er also die Forellen auswickelte, dachte er, dass sich auf diese unspektakuläre Art die Dinge zwischen ihnen immer wieder normalisierten, waren sie erst einmal leicht aus dem Ruder gelaufen. Deswegen hatten Constanze und er, Kai van Harm, auch früher als irgendeines ihrer Freundes- oder Bekanntenpaare geheiratet. Und sie hatten früh, freiwillig und ohne Angst vor irgendetwas, mangelndem Geld etwa oder einem Zuviel an Verantwortung, Kinder bekommen. Und genau deswegen gab es nie Streit. So gut wie nie. Nein, gab es nicht.

Der Kanal, an dem er also an diesem bitterkalten Morgen entlangstrebte, während er seinen Gedanken nachhing, war so etwas wie die Lebensader des Viertels, seine, wenn eisfrei, träge dahinfließende Mitte, um die sich in jedem Sommer eine gelassene Stimmung ausbreitete. Eine fast mediterrane *Laissez-faire*-Atmosphäre, die in den Ferienwochen des August ihren Höhepunkt fand, wenn die Einheimischen samt ihrer Kinder auf den Balearen weilten, in Umbrien und der Toskana oder an den Stränden von Nord- und Ostsee lagen. Dann war die breite Kanaluferpromenade vom Stimmengewirr der europäischen Jugend erfüllt. Aus Italien und Frankreich strömte sie in die Stadt, aus England und Spanien, aus Skandinavien und Osteuropa, ja selbst aus Bayern und Baden-Württemberg kamen junge Menschen hierher, seit

internationale Reiseführer nicht nur die altehrwürdige Admiralbrücke, sondern gleich das gesamte Kreuzberger Ufer zu einer *Chillout-Zone* ausgerufen hatten, in der es sich bei mitgebrachtem Flaschenbier und Joints entspannt in den Sonnenuntergang feiern ließ. Bevor es um Mitternacht weiterging in einen der angesagten Clubs, wo Kokain, diverse Amphetamine und die neuesten Spielarten elektronischer Musik zu bekommen waren. Dort tanzte man bis in den Morgen und stand dann, nass vom Schweiß und ein wenig fröstelnd, bei einer letzten Zigarette vor dem Eingang herum, sah die Sonne aufgehen und langsam in den klaren Himmel steigen, bevor man sich ein Taxi heranwinkte, das einen, berauscht und glückstrunken wie man war, ins Hotel oder die Jugendherberge fuhr.

So ähnlich jedenfalls war es Mitte der Neunziger gewesen, als van Harm selbst hin und wieder einen der Technoläden besucht hatte, mit Namen wie *Tresor* oder *E-Werk*, weniger aus eigener Amüsierwut heraus als um Constanze zu begleiten, mit der er zu jener Zeit noch nicht mal eine feste Beziehung führte, geschweige denn, dass ihre Heirat auch nur in den Sternen gestanden hätte.

Vor zwei Jahren hatte es van Harm aufgegeben, den Jahresurlaub im Sommer zu nehmen, der einzigen Zeit, in der es in Berlin trotz der oft drückenden Hitze und des manchmal wochenlangen schwülen Wetters gut auszuhalten war. Janne und Erik, seine beiden halbwüchsigen und quasi von Woche zu Woche flegelhafter werdenden Kinder, hatten beide übertrieben laute Seufzer der Erleichterung ausgestoßen, als er sich nach tagelangen Skrupeln endlich getraut hatte, seinen Entschluss am

Abendbrottisch zu verkünden. Sie hatten sich imaginären Schweiß von der Stirn gewischt und Luft zugefächelt. Und auch Constanze schien, obwohl sie zunächst eine sorgenvolle Miene aufgesetzt und sich erkundigt hatte, ob mit seinem Job etwas nicht stimmte, alles in allem nicht unzufrieden damit zu sein, künftig keine gemeinsamen Reisen mehr in südliche Strandgefilde mit kulturellem Hinterland unternehmen zu müssen.

Statt sich also auf Korsika, Sardinien, auf Madeira oder Malta jeden zweiten Tag durch Klöster, Festungen und Museen zu quälen, wodurch man sich die Berechtigung erkaufte, jeden ersten der Tage faul und bräsig wie alle anderen Urlauber auch am Strand herumzulungern und sich schon zum Mittagessen das erste Glas Wein zu bestellen, ging van Harm nun allsummerlich ins gut klimatisierte Büro, wo es der Ferien wegen nicht sonderlich viel zu tun gab. Er tippte dort ein wenig an Rezensionen herum, surfte ansonsten im Internet und las ein paar jener Bücher quer, die eventuell für eine Besprechung auf den Kulturseiten, für die er verantwortlich war, in Frage kamen.

Es wärmte ihn ein bisschen, sich in der Januarkälte an die Sommertage zu erinnern, wenn van Harm sich nach Feierabend, den er zwischen halb drei und halb vier nahm, an einen der Bistrotische an der Kanalpromenade setzte. Er klappte dann stets sein Notebook auf, ohne es einzuschalten, bestellte einen Viertelliter Rheingau-Riesling, so stark gekühlt, dass es schon Frevel war, und lehnte sich, die Sonnenbrille vor den geschlossenen Augen, in seinem Korbsessel zurück, um konzentriert die Geräusche jugendlicher Sorglosigkeit in sich aufzusaugen. Die

kecken Rufe der Mädchen, die gespielt rabiaten Entgegnungen der Jungen – er nahm an, dass die meisten von ihnen studentische Rucksacktouristen mit Eurorail-Ticket waren – auf Spanisch, Italienisch, Französisch, drei Sprachen, die er leidlich gut verstand, besser jedenfalls, als er sie sprechen konnte. Flirrende Wortgeplänkel in jenen slawischen Sprachen, die seinem Ohr so sehr schmeichelten, dass er eine Gänsehaut bekam, obwohl er sie weder voneinander unterscheiden noch dem jeweiligen Herkunftsland zuordnen konnte. Im harten Klang der skandinavischen Idiome, der in seiner Vorstellung ein Bataillon blonder Walküren aufmarschieren ließ, und immer wieder in jenem simplen, grammatisch entschlackten Pidgin-Englisch, mit dem sich die verschiedensten Nationalitäten untereinander verständigten und das fast jeder auf der Welt verstand, weil es primitiv und praktisch zugleich war. Eine neue Lingua franca, die er sympathisch fand, vor der es ihm aber von Berufs wegen hätte grausen sollen.

Während van Harm sich also nachmittäglich den eiskalten Wein die Kehle hinunterrinnen ließ, den Juni hindurch, den Juli und auch im gesamten August, ohne dabei je mehr zu schmecken als eine Ahnung von sonnenreifer Traube, und – Gipfel des Banausentums – sich tatsächlich überlegte, wie sich zwei, drei Blättchen scharfer Minze etwa in dem edlen Getränk machten oder ein frisches, in der Mitte geknicktes Lorbeerblatt, hörte er die Bierflaschen der juvenilen Touristen klirren, nahm er das Klacken von Boulekugeln wahr. Er vernahm das Knirschen der Schuhe im Kies, wenn die Spieler nach beendeter Partie losliefen, um ihre Kugeln wieder einzusammeln. Er hörte das Laub der Schatten spendenden

Bäume rascheln, wenn eine warme Brise aufkam und durch die Zweige fuhr. Er hörte das klatschende Geräusch, mit dem die leeren Bierflaschen auf die Kanaloberfläche trafen, und für Sekunden – und im Grunde bestand darin der ganze Sinn seiner sommerlichen Bistrobesuche – gelang es ihm, seiner eigenen Haut zu entkommen. Er vergaß dann, wer er war, woher er kam und was er heute noch zu erledigen hatte. Seit drei Sommern suchte die reisefreudige Jugend Europas Kreuzberg heim, das angrenzende Friedrichshain und das nördliche Neukölln, das bereits am gegenüberliegenden Kanalufer begann. Doch sie hatte nicht nur Unbeschwertheit und Lebensfreude im Gepäck. Einige, man munkelte vor allem Dänen und Spanier, besaßen auch äußerst vermögende Eltern, mit denen zusammen sie in jedem folgenden Herbst in die Stadt zurückkehrten, um die Büros der Immobilienverkäufer zu überrennen, auf der Suche nach billigen Wohnungen, die sie in den coolsten Vierteln der coolsten Stadt Europas, ja der Welt, wie ihr Nachwuchs behauptete, erwerben könnten. Diese leger gekleideten, alles andere als reich wirkenden Paare mit ihrem perfekten Englisch, das kongenial mit ihrem perfekten Understatement harmonierte, hatten dafür gesorgt, dass Kai und Constanze van Harm, die sich nach fünfzehn Jahren gemeinsamer Mietwohnung endlich doch entschlossen hatten, eine renovierte Viereinhalbzimmer-Altbauwohnung aus der Gründerzeit zu kaufen, einhundert- bis einhundertfünfzigtausend Euro mehr abstottern mussten, als es noch vor fünf Jahren für ein derartiges Objekt üblich gewesen wäre. Dafür war ihr Bauernhaus in Altwassmuth abbezahlt, einer kleinen Gemeinde am Oderbruch, nahe der polnischen Grenze, wenngleich es weder

vollständig restauriert noch komplett eingerichtet war. Aber anders als früher fuhren sie nur noch einmal im Monat für ein verlängertes Wochenende dorthin. Manchmal sogar seltener, und die Kinder kamen ohnehin schon lange nicht mehr mit.

Allerdings verdienten sie beide nicht schlecht, eher deutlich über dem Durchschnitt, wenn man ihr Einkommen mit den Statistiken auf den Wirtschaftsseiten verglich, Constanze noch ein wenig mehr als Kai, weshalb es eigentlich keinen Grund gab, sich die schönen, lichten Erinnerungen an den Sommer am Kanal von den niedrigen Gedanken an das schnöde Geld verderben zu lassen. Erinnerungen, die an einem klirrenden, deprimierenden Wintermorgen wie diesem tatsächlich wärmen konnten. Das Herz, die Seele, was auch immer.

Weil ihm dennoch beim Laufen immer kälter geworden war, zog jetzt auch van Harm den Kopf zwischen die Schultern, presste die rindslederne, handgenähte Aktentasche, ein Weihnachtsgeschenk Constanzes, die nichts außer seinem Notebook enthielt, enger an den Körper und beschleunigte seinen Schritt. Er wirkte jetzt wie ein sehr energischer Mann, der schnell und bestimmt an ein wichtiges Ziel kommen will und diesen Willen rigoros durchzusetzen weiß. Was den einen oder anderen der schluffigen Passanten, die ihn bislang allesamt ignoriert hatten, nun doch bewog, ihm einen flüchtigen Blick zuzuwerfen, der offenbar mal Abscheu, dann wieder Bewunderung auszudrücken schien.

Obwohl ihm der aggressive Charakter so manchen Blicks nicht entging, beschloss van Harm, nicht nach den Gründen zu forschen, sondern sich stattdessen seelisch

auf den Artikel einzustellen, den er bis zum Mittag beendet haben musste und dessentwegen er um diese unchristliche Zeit durch die frostigen Straßen schritt. Ein paar Meter nur noch, dann war er in der Redaktion und würde sich, bevor er sich an die Arbeit machte, bei einem frisch gebrühten Espresso aufwärmen.

Van Harm bog aus einer ruhigen, noch dämmernden Wohnnebenstraße auf die vierspurige Hauptstraße ein, in der sich das Redaktionshaus befand.

Es war eine der hässlichsten Straßen des Viertels. Fünfziger-Jahre-Neubauten in aschefarbenem Waschbeton füllten gut die Hälfte der Lücken, die die alliierten Bomber in die Gründerzeitfronten gerissen hatten. Die andere Hälfte war in den späten Siebzigern, in den Achtzigern und selbst noch in den Neunzigern mit dem Ramsch vom Architektur-Discounter zugestellt worden. Baumarktfair, dem sinnlose Zierleisten und Balkonverkleidungen in Türkis oder Pink als Dekor dienten. Doch auch die asymmetrischen Fronten, die frei geformten Fenster ohne rechte Winkel, keine der abgeschmackten Hundertwasserreminiszenzen in Plastik und lackiertem Blech hatte verhindern können, dass sich in den Erdgeschossläden nur zwielichtiges, im besten Fall prekäres, aber immer doch prestigeloses *Business* angesiedelt hatte. So gab es neben Änderungsschneidereien, Gemüseläden, türkischen Friseuren, Reisebüros und Dönerbuden vor allem Telefonkartenläden und Aberdutzende Secondhanddealer, die in den vergitterten Schaufenstern ihrer Buden elektronisches Gerümpel verdächtiger Qualität und unklarer Herkunft stapelten. Handys, Spielekonsolen und Zeug, von dem man auf den ersten Blick nicht sagen konnte, welchen Zweck es erfüllte, ob es zur Unterhal-

tung, Kommunikation oder Arbeit ersonnen und gebaut worden war. Oder zur Selbstverteidigung.

In den Seitenstraßen rund um die Uferpromenade dagegen gediehen die Feinkost- und Weinläden prächtig, gab es Spezialisten für Olivenöle und französische Essige, für luftgetrocknete Schinken und handgeschleuderten Honig, Espressomaschinen-, Schuh- und Hutboutiquen, Kunst- und persische Teppichgalerien, sowie lichtdurchflutete Praxen für traditionelle chinesische Medizin und Akupunktur, die nach den altehrwürdigen Prinzipien des Feng Shui eingerichtet waren. Wo sich demzufolge nicht selten in voluminösen Aquarien muntere Schwärme schwarz-orange gescheckter Kois tummelten, um das Chi des Raumes zu stärken.

Noch bevor van Harm an diesem lausigen Wintermorgen etwas Konkretes erkannt hatte, war ihm klar, dass etwas Außergewöhnliches geschehen sein musste, etwas jenseits der alltäglichen Ordnung. Es lag in der Luft.

Eine Ahnung, die sich aus den kleinen Unregelmäßigkeiten speiste, die er unbewusst wahrnahm, und das, obwohl er eigentlich nicht wusste, wie die unwirtliche Straße um diese Uhrzeit gewöhnlich aussah. Es waren Fetzen von Klängen, die nicht hierhergehörten, nicht zu dieser Zeit und auch zu keiner anderen. Gerüche möglicherweise, etwas Diffuses. Eine falsche Stimmung. Genau: Das Flair stimmte nicht.

Und dann die vielen Menschen, die trotz der sibirischen Kälte auf den Balkonen standen oder in den geöffneten Fenstern ihrer Wohnungen lehnten. Von denen manche beleuchtet waren, andere im Dunkeln lagen. Einige Leute rauchten Zigaretten, manche froren ganz

offensichtlich unter den zu dünnen Morgen- und Bademänteln, unter den geblühten Tagesdecken, die sie sich flüchtig übergeworfen hatten. Aber allesamt blickten sie in dieselbe Richtung, und es war exakt jene Richtung, in die auch van Harm wollte. Es war die Richtung, in der vielleicht achthundert Meter weiter das Bürohaus lag, in deren zweiter Etage sich die Kulturredaktion mit seinem Schreibtisch befand.

Kai van Harm blieb, vom Instinkt geleitet, stehen. Und erst jetzt nahm er ihn bewusst wahr, obwohl er ihn eigentlich längst schon gesehen hatte: den Widerschein von Blaulicht, der rhythmisch über die angrenzenden Fassaden huschte, die Häuser und ihre neugierigen Bewohner sekundenlang aus der Dunkelheit riss. Es war nicht nur ein Blaulicht, es waren viele, Dutzende. Und erst jetzt hörte van Harm auch das Gemurmel der Zuschauer in den Fenstern und auf den Balkonen, er hörte Motoren schwerer Fahrzeuge im Leerlauf dröhnen, und er hörte mindestens zwei verschiedene megafonverzerrte Stimmen in abgehackten Sätzen harsche Anweisungen rufen.

Und endlich drang auch dieses fremde, stechende Aroma in sein Bewusstsein vor. Er brauchte nicht lange in seiner Erinnerung zu suchen, er hatte fast augenblicklich einen Moment parat, in dem dieses Aroma gleichfalls vorkam, wenn auch wesentlich schwächer konzentriert. So ähnlich hatte es gerochen, als sich kurz vor Weihnachten mit einem kurzen Knacken und einer anschließenden kleinen Stichflamme das Netzteil ihres Plasma-Fernsehers verabschiedet hatte.

So roch es, wenn elektronische Bauteile verschmorten, wenn Plastik schmolz, wenn synthetische Gardinen Feuer

fingen oder wenn man sich die Haare am Adventskranz versengte. Deshalb also hielten sich viele der Neugierigen Taschentücher oder die Ärmel ihrer Nachtkleidung vor die Nasen. Nur die hartgesottenen Raucher schienen sich an dem infernalischen Gestank nicht zu stören.

Auch van Harm zog jetzt seinen Schal aus schwarzer Thai-Seide vor Nase und Mund, bevor er weiterging, vorsichtig zunächst, aber ihm schien, als sei die Situation bereits unter Kontrolle gebracht worden. Er versuchte, so wenig wie möglich einzuatmen.

Van Harm brauchte nur wenige Schritte weiterzugehen, um festzustellen, dass die drei Löschfahrzeuge der Feuerwehr genau vor dem Redaktionshaus standen. Er stockte für einen Moment, trat dann aber umso entschiedener voran und brach energisch die erste Reihe blöd glotzender, Rucksäcke und Plastiktüten tragender Passanten auf, die allesamt den Weg zur Arbeit unterbrochen hatten, um sich das kostenlose Spektakel nicht entgehen zu lassen.

Vor den Gaffern, zum Schutz von Feuerwehren und Rettungswagen, hatten acht Funkstreifenwagen der Polizei, die quer über die vier Spuren der Fahrbahn standen, eine Barriere gebildet, zu der sich van Harm nun durchzwängte. Aus den offenen Fahrtüren drang das Knacken und Knarzen des Funkverkehrs. Der gesamte Platz vor dem Redaktionshaus war in eisig zuckendes Blaulicht getaucht.

Die Rucksackträger murrten zwar, als van Harm sich drängelnd zwischen sie schob, aber sie ließen ihn passieren. Erst die Motorhaube eines 5er Polizei-BMWs zwang ihn, stehen zu bleiben. Von hier hatte er zumindest freie Sicht.

Der Anblick aber, der sich ihm nun unverstellt auf das Ereignis bot, auf das Ergebnis dessen, was immer dort passiert war, ließ ihn ohne Vorwarnung, hektisch, pumpend wie unter Atemnot, nach Luft ringen. Er fühlte sein Herz in der Brust härter schlagen als sonst. Er musste die Aktentasche auf die Motorhaube legen, musste sich mit den Händen dort abstützen, den Kopf senken, die Augen schließen.

»Geht's?« Bevor er wieder aufsah, dorthin wo er eben jenes Unfassbare erkannt hatte, warf er einen kurzen Blick auf die junge Polizistin, die ihn sanft am Unterarm berührt hatte.

»Da oben ...«

»Ja?« Sie war hübsch, hatte Sommersprossen und sah ihn fragend an.

»Das war ...«

»Ja? Was denn? Sprechen Sie ruhig! Reden Sie mit mir!«

»Das war *mein* Büro.«

»Ach Gott. Kommen Sie!«

»Genau dort, wo jetzt ...«

»Schon gut, ich verstehe. Kommen Sie!«

Wo jetzt statt des Panoramafensters im zweiten Stock, aus dem van Harm immer dann auf das Treiben der Straße gesehen hatte, wenn er sich nicht mehr auf seinen Bildschirm konzentrieren konnte oder bevor er einen besonders verzwickten Gedanken entwickeln und anschließend formulieren wollte, nur noch ein hässliches, asymmetrisches Loch klaffte. Genau dort war sein Büro gewesen.

Ein Loch, eher noch ein Riss über die gesamte Raumhöhe von zweieinhalb Metern hinweg. Vier, fünf, viel-

leicht sogar sechs Meter breit. Mit ausgefransten, nach außen gebogenen Rändern, die aus der geborstenen, verformten, rußschwarzen Aluminiumverkleidung der Fassade bestanden.

Flammen waren nicht mehr zu sehen, stattdessen drang dichter schwarzer Rauch aus dem gesprengten Raum, der noch gestern van Harms Arbeitsplatz gewesen war. Nicht mehr als eine Ahnung von Dreck, Schlamm und Chaos ließ sich im Schein des Lichtes erkennen, das ein paar Feuerwehrmänner, Atemmasken vor den Gesichtern, Sauerstoffflaschen auf die Rücken geschnallt, verbreiteten. Ein Voraustrupp, der sich vorsichtig tastend durch die verheerte Etage bewegte.

Im Licht von Straßenlaternen und Rettungsfahrzeugen nahm van Harm jetzt auch die filigranen Rußteile wahr, die trotz ihrer zum Teil enormen Größe federleicht durch die Luft schwebten und deren Anblick eine morbide Poesie verströmte. Die ganze Luft war erfüllt von ihnen. Schwärme von Rußvögelchen, die gen Süden zogen.

Wie ein alter verwirrter Mann kam sich van Harm vor, als ihm die Polizistin seine Aktentasche reichte, ihn vorsichtig am Ellbogen fasste und dann zwischen den Funkstreifenwagen hindurch zu einer Gruppe Männer lotste, die aus zwei Polizisten, zwei Feuerwehrleuten und zwei zivilen Personen bestand. Allesamt hatten sie Funksprechgeräte oder Mobiltelefone in den behandschuhten Händen, und schon an den knöchellangen Mänteln der beiden Zivilisten, die seinem eigenen Mantel ähnlich waren, erkannte van Harm die Chefs. Jene, die wichtig waren, weil sie das Handeln koordinierten und Entscheidungen trafen. Und die sehr wohl um ihre Bedeutsamkeit wussten.

Deswegen vermutlich fühlte er sich ein wenig wie ein Bittsteller, als ihn die Polizistin an den einen ihrer beiden Vorgesetzten, den Einsatzleiter, wie er annahm, übergab, bevor sie sich mit einem aufmunternd gemeinten Zwickern zur Funkstreifenkette zurückbegab, an der sich die von Minute zu Minute anschwellende Menge Neugieriger staute.

»Und wer sind *Sie* jetzt nochmal?« Das mehr geknurrte als gefragt.

»Kai van Harm.«

»Ja? Und weiter? Ich hab hier nämlich zu tun, wie Sie vielleicht sehen.« Sarkastische, ausholende Armbewegung übers ruinierte Bürogebäude hinweg.

Es hätte Kai van Harm im Grunde auch gewundert, wenn eine der oberen Polizeichargen gebildeter gewesen wäre als das ordinäre Fußvolk, das Falschparker abschleppte und am Wochenende Demonstranten verprügelte. Und wenn dieser Vorgesetzte womöglich seinen Namen und seine Glossen, Kolumnen und Rezensionen gekannt hätte. Bestenfalls sogar die von ihm besprochenen Bücher oder CDs.

Aber Polizisten waren alle aus demselben Holz, lasen die Gossenjournaille und schunkelten ab Mitte vierzig auf dem heimischen Cordsofa zu Volksmusiksendungen, die dauergewellte Gattin im Arm, die leicht angeschickert war von zwei Schalen halbtrockenem Supermarktsekt aus dem Angebot. Wenn einer von denen höher in der Hierarchie stand, dann nicht, weil er klüger oder begabter war als die anderen, geschweige denn kulturvoller, sondern nur beharrlicher. Im Radfahren, wie es im Volksmund so schön hieß: nach unten treten, nach oben buckeln. Natürlich gab es selbst bei denen ein

paar Nette, wie die junge Blonde von eben, aber im Allgemeinen ...

»Na was denn nun? Sind Sie von der Presse, oder wie?«

»Ja, klar. Das heißt: nein. Nicht direkt. Nicht wie Sie jetzt wahrscheinlich denken«, stotterte van Harm.

»Machen Sie mich nicht fertig, Mann!« Der Einsatzleiter begann, eine Nummer in sein Handy zu tippen. War vielleicht Anfang sechzig, gepflegter Schnäuzer, weiße Schläfen. Etwas aus der Mode gekommene Pilotenbrille mit leicht getönten Gläsern, die ihm etwas Halbweltliches verlieh.

»Ich bitte um Verzeihung. Was ich damit sagen wollte: Ich arbeite dort. Das heißt ... Das da oben war *mein* Büro.«

»Tatsächlich. Nun, Sie sehen ja selbst.« Er ließ von seinem Handy ab. »Viel mehr als wir von hier unten sehen können, wissen wir bis jetzt auch nicht. Aber eines kann ich Ihnen versichern, die Detonation muss unglaublich gewesen sein.« Er deutete auf das vierstöckige Wohnhaus, das gegenüber dem Redaktionshaus lag. Und erst jetzt fiel van Harm auf, dass *dort* niemand herausah. Denn dort gab es keine Fenster mehr, nur noch geborstene Scheiben in geschlossenen Rahmen. Einige Fenster waren vollkommen entglast, genauso wie viele der PKWs, die an den Straßenrändern zwischen den beiden Gebäuden parkten.

Und van Harm erkannte jetzt auch die evakuierten Menschen, die in Rettungsdecken gehüllt auf dem Gehsteig warteten, dass jemand weitere Anweisung gab. Es waren circa dreißig, vielleicht fünfzig. Viele hielten Becher mit dampfendem Tee in den Händen, einige rauchten. Alle wirkten sie müde, wie eben aus einem idyllischen

Traum gerissen, aus dem Tiefschlaf, schockiert. Kleinkinder klammerten sich an die Beine ihrer Eltern, schluchzten oder starrten mit aufgerissenen Augen auf all die bunten flackernden Lichter, auf die Uniformen der Männer und Frauen, die so forsch hin und her eilten, als wüssten sie, was getan werden musste.

Van Harm sah Sanitäter erschöpft an ihren Rettungswagen lehnen, er sah Tragen, Aluminiumkoffer, Infusionsbestecke, er sah Ärzte Spritzen aufziehen, Blutdruck messen, den Puls fühlen, und er bemerkte, dass der Straßenasphalt mit Tausenden funkelnder Glassplitter bedeckt war, zwischen denen kleine, formlose, schwarz verkohlte Teile lagen, zu denen die Explosion vermutlich das Redaktionsinventar zerrieben hatte.

»Meinen Sie, dass ...?« Van Harm wusste selbst nicht genau, was er fragen wollte, aber sah sich irgendwie verpflichtet, mit dem Einsatzleiter zu sprechen.

»Dass es ein Unfall war?«

»Ja genau. Zum Beispiel.«

»Oder wollten Sie nach einem Motiv fragen, einem politischen etwa?«

»Wie? Was jetzt? Denken Sie wirklich ... Ich meine, hielten Sie *das* tatsächlich für eine realistische Möglichkeit?«

»Alles Reden zu diesem Zeitpunkt ist nichts weiter als pure Spekulation.« Der Einsatzleiter wirkte im Vergleich zu eben besänftigt, vermutlich, weil sich van Harm nicht als einer der nervtötenden Sensationsreporter herausgestellt hatte. Die waren mittlerweile auch aufgetaucht und lieferten sich, Kameras und Mikrofone im Anschlag, verbale Scharmützel mit den Polizisten, die sie an der Funkwagensperre im Moment noch am weiteren Vordringen

hinderten. »Ich lese Ihre Zeitung zwar nicht, jedenfalls nicht regelmäßig, aber sie hat – wie soll ich es ausdrücken – einen Ruf. Einen gewissen Ruf.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ihre politische Ausrichtung, die Tendenz der Kommentare, Sie wissen schon.«

»Wir sind dem freiheitlich liberalen Credo unserer Gründerväter und -mütter verpflichtet«, sagte van Harm mit leicht bebender Stimme und kam sich dabei vor wie die Sockenpuppe eines Bauchredners.

»So sehen Sie das. So müssen Sie das vielleicht sogar sehen. Andere sagen aber anderes. Glauben Sie mir!«

»Ja, was genau sagen die anderen denn?« Van Harm sah sich gezwungen, seinen Körper zu straffen, da sein Gegenüber ihn ohnehin um einen Kopf überragte.

»Dass Ihre so genannte Zeitung ein reaktionäres Drecksblatt ist, zum Beispiel.«

Van Harm drehte sich ruckartig um, denn dieser Einwurf war nicht vom Einsatzleiter, sondern von dem zweiten uniformierten Polizisten gekommen, der zusammen mit den Feuerwehrleuten und den beiden Zivilisten in ihrem Rücken gestanden, sich leise unterhalten und nur hin und wieder einen kryptischen Funkspruch abgesetzt hatte. Und nebenbei also auch ihr Gespräch belauschte.

Doch noch ehe van Harm etwas entgegen oder der dreiste Lauscher in ihren kleinen Kreis treten konnte, um seine Behauptung zu untermauern, schob der Einsatzleiter seinen Kollegen mit einem leisen »Lass mal gut sein« beiseite.

»Was ich lediglich klarmachen wollte«, fuhr er dann, wieder an Kai gerichtet, fort und leitete damit gleichzeitig das Ende ihrer kleinen Konversation ein, »zu diesem

Zeitpunkt ist es absolut unmöglich, etwas Genaues über das Geschehen zu sagen. Unfall oder Vorsatz, wer weiß? Unsere Leute und auch die Kollegen arbeiten daran.« Er nickte zur ausgebrannten Etage hoch, wo im Funzeln des provisorischen Lichts die Feuerwehrmänner noch immer dabei waren, sich mit Beilen und Brechstangen eine Bresche durch die qualmende Verwüstung zu bahnen. »Nur eines lässt sich bisher mit Sicherheit sagen: Es sind keine Personen zu Schaden gekommen. Von kleineren Schocks der unmittelbaren Anwohner und leichten Rauchvergiftungen abgesehen. Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen noch. Trotz all dem Schlamassel hier.«

»Danke, Ihnen auch«, stammelte van Harm, von der Freundlichkeit des anderen überrumpelt. Und auch ein wenig verärgert, dass der Einsatzleiter doch nicht ins Klischee zu passen schien, das Kai für ihn bereitgestellt hatte.

Am meisten aber war er sauer auf dessen Kollegen, der mit dem lässig hingeworfenen Urteil, seine Zeitung sei reaktionär und piefig, im Prinzip genau Kais eigene Meinung wiedergegeben hatte. Wenn auch nicht so umständlich und wortreich, wie van Harm es getan hätte, und auch dann nur vor jemandem, dem er zu hundert Prozent vertrauen konnte. Constanze, die an der Spitze stand in Sachen Vertrauen, kam auf ungefähr neunzig.

Aufgewühlt von Adrenalin und Ärger entfernte sich van Harm zügig von der Gruppe der Chefs. Jetzt, da er wusste, dass sie überall herumlagen, spürte er auch die Glassplitter unter seinen Füßen. Knirschen hören konnte er sie nicht, dafür war es noch immer zu laut.

An einem der entglasten Wagen am Straßenrand hielt

er inne. Er wedelte mit den Fingern ein paar Scherben von der Motorhaube, bevor er seine Aktentasche dort ablegte und in der Innentasche des Mantels nach dem Handy grub. Er musste mit jemandem reden, mit seinem Chef, der sich vermutlich auf dem Weg hierher befand, nein, besser noch mit Constanze, die er mit der schrecklichen, ungeheuerlichen Neuigkeit überraschen konnte. Vielleicht ließ sie sich ein paar Worte des Mitleids abpressen.

Er hatte ihre Nummer gewählt und wollte gerade das Telefon ans Ohr führen, als ihn ein markdurchdringendes »Hey, Sie da!« zusammenfahren ließ.

Er merkte, dass er das Handy losließ, statt nur den Arm herunterzunehmen. Sah es, wie in Zeitlupe, fallen und zwischen Scherben und Dreck auf den Asphalt knallen, wo es in drei Teile zerschellte, die unter dem Auto verschwanden. Dann hörte er eine Rückkopplung und gleich darauf forderte dieselbe harsche Megafonstimme: »Kommen Sie weg da, Mann! Sie zerstören wichtige Spuren!«

Van Harm drehte sich um und sah keine zehn Meter hinter sich jenen höheren Polizeibeamten, der seine Zeitung ein reaktionäres Käseblatt genannt hatte. Das Megafon hielt er immer noch vor den Mund. Da er eben noch keines dabeigehabt hatte, musste er sich das Gerät eigens besorgt haben, um van Harm hinterrücks anzuschreien. Der Typ grinste: dummdreist, unverschämt. Schien zu warten, was van Harm als Nächstes tun würde. Die anderen Einsatzchefs standen noch an derselben Stelle, wandten sich aber abrupt um und taten, als würden sie eine eben unterbrochene Unterhaltung wieder aufnehmen, als sie van Harms Blick bemerkten.

Van Harm ging in die Hocke, versuchte die Stelle wiederzufinden, wo das Handy aufgeschlagen war. Er konnte nichts entdecken, beschloss, Splitter und Trümmer zu ignorieren, ließ sich auf die Knie fallen und spähte unter den Wagen, während er die ganze Zeit auf eine erneute Mahnung aus dem Megafon wartete. Doch die kam nicht. Also suchte er weiter, ohne sich noch einmal umzudrehen. Er konnte das Handy nicht aufgeben. Es war neben dem Notebook und seinem allmählich vergesslich werdenden Hirn der dritte Teil seines Gedächtnisses, mehr sogar: ein ganzes Drittel seiner Persönlichkeit.

Zuerst suchte er nur zögerlich, wissend, dass er gegen die Anweisung des Beamten verstieß. Dann, als er die fehlenden Konsequenzen seines Tuns registrierte und sich plötzlich sicher war, dass die Ermahnung eben nicht mehr gewesen war als ein rachsüchtiger Scherz, suchte er hektisch, geradezu fieberhaft. Er tastete, legte sich ohne Rücksicht auf seine Kleidung bäuchlings neben den Wagen. Direkt hinter dem linken Vorderrad des entglaserten PKWs fand er den Akku und die Akkuabdeckung.

Er nahm beides an sich, stand auf und wandte sich dem Megafonmann zu, und während er die beiden Handyteile in die Luft hielt, rief er etwas lauter als nötig: »Sie müssen bitte entschuldigen: mein Telefon.«

Das versteinerte Gesicht des Polizisten entspannte sich. Er ließ das Megafon sinken, nickte, um zu zeigen, dass er verstanden habe und sein Gefasel von wegen Beweismaterial ein kleiner Scherz gewesen sei, und schlenderte langsam zu seinen Kollegen zurück.

Van Harm ging einmal um den Wagen herum. Jetzt stand er auf dem Bürgersteig, direkt unter seinem ehemaligen Bürofenster. Abermals wurden ihm die Knie weich.

Der Geruch von verschmortem Plastik war hier noch intensiver, der Gehweg übersät mit formlosem Schutt, unmöglich, etwas darin zu finden. Die Straßenlaterne hatte es zerrissen, angeknickt, doch weil van Harm dachte, das Licht der Rettungsfahrzeuge würde genügen, ging er abermals in die Hocke. Tastete erst um das rechte Hinterrad des Wagens, unter dem sein Telefon verschwunden war, bekam aber nichts zwischen die Finger als ein paar kleinere Mauerbrocken. Stand auf und wandte sich ohne viel Hoffnung dem rechten Vorderrad zu. Und sah, noch bevor er wieder in der Hocke angelangt war, etwas blitzen. Funkeln, keine Glassplitter, sondern etwas Metallisches, zwischen Bordstein und Reifen, ein glänzender Stachel, der aus dem staubigen Geröll ragte, das die Detonation unter den Wagen gefegt hatte. Es war nicht sein Handy, das erkannte er sofort. Es war schlicht unmöglich, dass es nach dem Fall auf der anderen Wagen-seite hier zu liegen gekommen sein konnte.

Das Ding, was da glänzte, gehörte ihm dennoch, er kannte es gut: Es stammte von seinem Schreibtisch. Eine Antiquität vom Flohmarkt, ohne Nutzen in diesen Zeiten, da die Büropost ausschließlich elektronisch abgewickelt wurde: Es war ein orientalischer Brieföffner aus geschliffenem Stahl, der die Form eines Krummsäbels und einen Griff aus bemalter Keramik hatte. Ein unnützes Accessoire, mit dem er hin und wieder in Gedanken versunken an einem Bleistift herumgeschnitzt oder sich die Fingernägel sauber gemacht hatte.

Wie ein heißer Blitz schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass die offensichtlichen Gewissheiten oft die trügerischen waren: von wegen kein Personenschaden.

Als van Harm wenig später mit brüchiger Stimme dem

Einsatzleiter seinen Fund meldete, war weder in seinem Tonfall noch in seinem Auftreten die kleinste Spur eines Triumphs auszumachen. Denn obwohl er nur kurz hingesehen hatte, war ihm das entsetzliche Bild bereits ins Gedächtnis tätowiert: jene beringte, schmale, von Staub überzogene Hand, die mit roher, unpräziser Kraft vom Unterarm getrennt worden schien, ja aussah wie im Gelenk explodiert. Diese einsame Frauenhand, die nichts Gutes über den Zustand des Körpers ahnen ließ, zu dem sie einst gehörte, und die so unlösbar den Porzellanknauf seines Brieföffners umklammert hielt, dass van Harm, als er sein Flohmarktsouvenir aus dem Schutthaufen im Rinnstein hatte bergen wollen, sie unweigerlich mit herausgezogen hatte.

Teil 1



Maximo Duncker

Wer hier stirbt, ist wirklich tot

Ein Provinzkrimi

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37977-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2012

Skurril, heiter, unterhaltsam!

Wäre der Journalist Kai van Harm nicht vor knapp einem Jahr entlassen worden, hätte er jetzt nicht so viel Zeit. Hätte er jetzt nicht so viel Zeit, wäre er nicht ständig mit seinen Gedanken allein. Warum nicht ein Buch schreiben? Die Sehnsucht nach einem Neuanfang führt van Harm erst ins proletarische Neukölln, später in sein Landhaus in Brandenburg. Doch statt friedvoller Joggingrunden bei Sonnenaufgang erwarten ihn entflammte Gotteshäuser, vegetarisch gesinnte Antifas, ein Todesfall und allerlei skurrile Verwicklungen, wie es sie nur in der Provinz geben kann ...